

Ein Hundeleben

Autor(en): **Gobbo, L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 7

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662327>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Hundeleben

Sie heisst Martha, und ich will sie nicht heiraten. Trotzdem warb ich mehrere Wochen lang um ihre Gunst, verschwendete zahlreiche goldene Worte, und ich gab es auch dann noch nicht auf, als sie mir wenig Hoffnung machte. Doch wem an einer ordentlichen Spetterin gelegen ist, der muss Niederlagen in Kauf nehmen, denn ordentliche Spetterinnen sind rar wie das Goldkorn im Sand des Meeres.

Es war ein Freitag, als sie mich schliesslich zum erstenmal besuchte. Ich bewohne kein Appartement mit sieben Staubsaugern; ich bewohne eine Dachkammer, wie es den Jüngern der Muse zukommt. Und sie war etwas zu klein, meine Dachkammer, um Frau Marthas grossartige Gestalt einigermaßen zu verarbeiten. So stand ich denn vor meiner eigenen Türe, während sie drinnen die Putzmöglichkeiten untersuchte.

«Was soll denn das?» Sie war an die verschiedenen Regale geraten, welche Papier beherbergen, sehr viel Papier, meist nicht auf den ersten Blick als kulturell wertvoll erkennbar.

«Davon lebe ich.»

Misstrauisch, im Vollbesitz meiner Kammer, musterte sie mich, der ich draussen vor der Türe des entscheidenden Urteils harrte, ob sie mich wohl unter ihre mütterlichen Fittiche nehme. Nun, man kann ein Misstrauen nicht verübeln, wenn jemand behauptet, von Papier zu leben, obwohl sie nach Abschätzung meiner kümmerlichen Gestalt offenbar zufrieden schien; ich versuchte zu verbessern, denn es war mir schon zu Ohren gekommen, dass sie ihre Kundschaft allein nach Gesichtspunkten menschlicher Sympathie wählte.

«Schauen Sie», sagte ich, «das sind Manuskripte; ich verschicke sie an Zeitungen...»

«Und dann...?»

Ich hätte der grösseren Wahrheit die Ehre geben und antworten sollen: Dann kommen sie zurück. Und ich gab der geringeren den Vorzug: «Manchmal werden sie gedruckt.»

«Das ist doch ein Hundeleben.»

«Das ist es schon.» Denn welcher rechte Schreiberling gibt zu, dass keine Macht der Welt ihn aus den Fängen seiner Schreibmaschine lösen kann, solange noch irgend jemand sich seiner geistigen Abfälle erbarmt.

«Eimer», sagte sie, «Schrubber, Lappen.» Sie

sagte es wie ein Olympiastarter: Achtung, fertig, los! Und ich schäme mich nicht einzugestehen, dass mir ähnlich wie dem Startenden zumute war, der seiner Goldmedaille entgegensaust: Ich war akzeptiert. Und ich sauste, das Gewünschte bei mir freundlich gesinnten Hausbewohnern einzusammeln.

«Ein Hundeleben», sagte sie, als sie sich mit Leidenschaft in meine etwas verrussten Ecken und Winkel schmiegte, ihnen den nötigen gutbürgerlichen Glanz zu verleihen. «Soviel Arbeit und das meiste für die Katz.»

«Nun», berichtigte ich, «so schlimm ist es auch wieder nicht. Schliesslich lebt man.»

«Aber wie!» Sie rang sich empor, sie reckte sich knarrend in den gewaltigen Hüften. «Wissen Sie denn, ob Sie was dafür kriegen, wenn Sie was schreiben?»

«Nein.» (Sollte ich ihr erzählen vom Tag- und Nachtwerk eines Schreibers, von der Magie des jungfräulichen Papiers, das kaum danach fragt, ob es schliesslich einen Hafen findet? Lieber nicht.)

«Ich sag's ja: Ein Hundeleben. Denn was mein Mann ist, der weiss es. Der hat seine Stellung bei Hauenstein & Co. in der Spedition; am Freitag kriegt er sein Geld, und Sie dagegen?»

Ihre Stimme war zusehends abgesunken gegen das Ende, die eben noch dachkammerfüllende Stimme Frau Martha Keiluweits. Und nun wusste ich es ganz gewiss, dass sie sich mütterlich für mein Tun und Lassen verantwortlich fühlte. Die Brücke der Sympathie war geschlagen und Worte nicht mehr nötig. Sie schrubbte drinnen, ich machte mir draussen zu schaffen. Sie hielt manchmal ein, als ob sie überlegen müsse, und ich störte sie nicht dabei. Sie wandte sich erneut seufzend ihrer Arbeit zu, und es konnte die Arbeit nicht sein, welche ihr Kummer bereitete. Einmal glaubte ich zu bemerken, dass sie mich betrachtete, wie man einen verlorenen Sohn betrachtete: Gerührt und ein wenig ratlos, weil man nicht recht weiss, wie man sich zu ihm stellen soll.

Doch als sie sich verabschiedete, war es wieder der alte, kernige Händedruck: «Bis nächsten Freitag, Herr Gobbo.»

Mittwoch ist heute; zwei Tage sind noch bis Freitag, und heute ist ein Brief gekommen. Von der Firma Hauenstein & Co. Ich soll mich vorstellen. Auf Empfehlung von Herrn Keiluweit. In der Spedition sei soeben eine Hilfspackerstelle frei geworden.

L. Gobbo.